

o Lk 7750

Nokr S 00009



no 1

Zur Erinnerung

an

Professor J. Sartori.

1871-82

Von einem seiner Schüler.

[Rudolf Wächter]



Büch,

Druck von Zürcher & Furrer.

1883.

Separatabdruck aus dem Feuilleton der Neuen Zürcher-Zeitung  
Nr. 121 und 122 vom 1. und 2. Mai 1883.

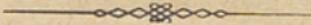
Zur Erinnerung

an

Professor J. Sartori.

---

Von einem seiner Schüler.

Zürich.

Druck von Zürcher und Furrer.

1882.

W. Am 22. März ist Professor J. Sartori gestorben, nachdem er 26 Jahre an unserm Gymnasium und vorher 10 Jahre an andern öffentlichen Schulen unsers Kantons als Lehrer gewirkt hatte. Mit ihm ist einer der besten von den wenigen noch unter uns weilenden Männern heimgegangen, welche in den Dreißigerjahren wegen ihrer freiheitlichen Bestrebungen verfolgt aus ihrem deutschen Vaterlande in unsere Republik sich flüchteten. Ihm gebührt ein Wort der Erinnerung auch für weitere Kreise.

J. Sartori wurde im Jahr 1811 in Würzburg geboren als der Sohn eines geschätzten Lehrers. Mit Auszeichnung, stets einer der ersten seiner Klasse, durchlief er das Gymnasium seiner Vaterstadt. Beim Uebergang an die Hochschule wandte er sich der Jurisprudenz zu. Ueber der Fachwissenschaft verlor er nicht die Liebe zu den allgemeinen Studien und widmete auch der musikalischen Kunst eifrige Pflege. So versprach Begabung, Fleiß und umfassende Bildung dem Jüngling eine schöne und reiche Zukunft. Und wie er mit dem besten Theile der damaligen akademischen Jugend Deutschlands die begeistertsten Gedanken einer Wiebergeburt des Vaterlandes zu Einheit, Freiheit und Größe theilte und deßhalb sich der Burschenschaft anschloß, so hoffte er wohl, an dieser Neugestaltung einst praktisch im Staatsdienst zu Nuß und Frommen seines deutschen Volkes zu arbeiten. Da gab das Frankfurter Attentat seinem Lebensgang ungeahnt eine totale Wendung.

Die politischen Zustände nach den deutschen Befreiungskriegen sind bekannt. Die mächtige Erhebung des Volksgeistes war, nachdem sie ihre Pflicht gethan, von den

Fürsten niedergetreten worden. Sowohl die Polizeiwillkür der Regierungen als ihr Partikularismus, der die Entwicklung nationaler Größe schon in den Keimen zu ersticken suchte, mußten die besten Patrioten entweder entmüthigen oder empören. Zündend fiel in diese Zustände die französische Julirevolution. Die freisinnigen und nationalen Ideen empfingen auch in Deutschland neue Impulse. Leicht waren die jugendfeurigen Burschenschaften der Hochschulen für eine kühne That zu gewinnen: der Bundestag in Frankfurt, gleichsam der persönliche Ausdruck partikularistischer Misere, sollte gesprengt und damit die Loosung für eine allgemeine Erhebung der liberalen Elemente Deutschlands gegeben werden. Man glaubte des Beifalls und der Unterstützung des Kerns der Nation, voraus der Bürgerschaft von Frankfurt sowie des benachbarten Landvolkes sicher zu sein; Zuzüge von allen Seiten, sogar einer polnischen Legion aus Frankreich, waren zugesichert; und so wagte es am 3. April 1833 Abends halb 10 Uhr eine kleine Schaar junger Männer, die Konstablerwache und die Hauptwache in Frankfurt zu überrumpeln und zu besetzen. Aber von keiner Seite erschien der erwartete Zuzug; bald waren sie vom Militär überwältigt; eine kleine Zahl war todt auf dem Platz geblieben, ziemlich viele verwundet; wer sein Heil nicht in sofortiger Flucht suchte, wurde gefangen genommen, unter diesen Sartori. Nach langer Untersuchung wurden die Gefangenen sämmtlich zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt. Durch sein männlich würdiges Auftreten und sein ganzes Verhalten während der Untersuchung und der Haft erwarb sich der junge Sartori die Achtung und Liebe seines Untersuchungsrichters in dem Grade, daß sich zwischen den beiden Männern ein wahrhaft freundschaftliches Verhältniß entwickelte, das bis in die späteren Jahre fortbauerte. Als nach dem Jahr 1848 in Folge der Amnestie Sartori mit seiner Gattin seine Heimat und die Stätte dieser Ereignisse sowie jene Familien, die ihm zur Flucht behülflich gewesen,

wieder besuchte, empfing ihn sein ehemaliger Untersuchungsrichter, Herr Senator Gwinner, mit der aufrichtigsten Hochachtung und verweilte später auch mit seiner Tochter einige Tage auf Besuch bei der Familie Sartori in der Schweiz.

Die Verurtheilten blieben zunächst noch in Frankfurt in Haft. Sie wurden ziemlich human behandelt. Es war ihnen gestattet, sich wissenschaftlich zu beschäftigen und zu diesem Zwecke Bücher zu beziehen. Daneben betrieben sie auch das nicht gestattete Studium der geheimen Konversation von Zelle zu Zelle. Mehreren gelang es, die Flucht zu ergreifen. Unserem Sartori winkte dieses Glück lange nicht. Um so eifriger beschäftigte er sich theils mit seinen juristischen Fachstudien, theils und mehr mit altklassischer und moderner Literatur und mit Musik; denn selbst diese war erlaubt. Langsam und voll Sehnsuchtsweh schlichen vier Jahre dahin. Die Theilnahme, welche die städtische Bevölkerung, insbesondere die Frauenwelt, für die Unglücklichen hegte, hörte nicht auf, Wege für ihre Befreiung zu suchen. Rasch mußte endlich gehandelt werden, denn die Versetzung der Gefangenen in die Festung Rastatt stand bevor und dort wäre Hülfe zur Flucht unvergleichlich viel schwieriger, wo nicht unmöglich geworden. Wenigstens für einen Theil der Gefangenen konnte zur Ausführung geschritten werden, als einer der dienstthuenden Gefängnißbeamteten gewonnen war. Am Abend des 10. Januar 1837 wurde das Hofthor, durch welches Holz eingefahren worden war, offen gehalten, und den Gefangenen ein Versteck im Hofe angewiesen, bis der Thorwächter durch anderweitige Beschäftigung in Anspruch genommen war. Es war die längste Viertelstunde. Endlich wurde das Zeichen gegeben und die Gefangenen sahen sich auf offener Straße. Sie hatten Anweisungen an die Häuser der Gönner. Sartori meint Straße und Haus gefunden zu haben; er tritt ein und sieht zu seinem Schrecken Befremdung auf den Gesichtern; er ist irre gegangen. Aber

sofort ahnen die wohlwollenden Leute, um was es sich handelt, und werden seine Beschützer. Der ersten Bergung in der Stadt folgte ein geheimer Aufenthalt in Sachsenhausen. Mit ebenso großer Klugheit als aufopferungsvoller Fürsorge wußte die ihrem Schützling ganz fremde Familie durch volle vier Wochen sein Dasein selbst vor den Dienstboten zu verbergen. Aber wie lang und wie aufregungsvoll mögen dem Einsamen in seiner schützenden Gefangenschaft diese Wochen gewesen sein! Ähnlich wurden die Freunde beherbergt, fünf an der Zahl. Endlich schien die eifrige Thätigkeit der Polizei durch ihre Erfolglosigkeit erlahmt und die Weiterbeförderung der jungen Männer möglich zu sein. Eines Tages ergingen sich Sraziergänger über Sachsenhausen hinaus nach verschiedenen Wegen: es waren die Flüchtlinge, unter ihnen Sartori. In einiger Entfernung erwartete sie ein Wagen. Auf spätern Stationen war gleicherweise schon vorgesorgt. Mehr als einmal schien die Gefahr der Entdeckung erschreckend nahe zu sein. In nächtlichen Fahrten ging's über Höchst, Mainz, Oppenheim, Landau — also gerade durch die Festungen hindurch — nach Weiszenburg und von da in der Nacht nach Straßburg. Hier erlag Sartori's durch die lange Haft, die Anstrengungen und Aufregungen der Flucht geschwächter Körper. Mehrere Tage lag er im Fieber bewußtlos und man erwartete seinen Tod. Aber seine kräftige Natur siegte, und bei einem befreundeten Arzt in Brumath genas er in der erfrischenden Luft der Freiheit. In Straßburg hatten sich die Schicksalsgenossen getrennt; die Mehrzahl nahm den Weg nach der Schweiz.

Wir haben über diesen Lebensabschnitt des Verstorbenen etwas ausführlicher berichtet, weil er wenig bekannt ist. Sartori hat selten und kaum anders als im Familienkreise darüber gesprochen. Er war zu bescheiden, als daß er sich mit seiner Leidenszeit und seiner glücklichen Flucht hätte interessant machen wollen. Dagegen hat sich nach seinem Tode unter seinen Papieren eine biographische Aufzeichnung

gefunden, welche aus dem Jahr 1873 stammt. Dieselbe ist zunächst für seine Familie bestimmt, welche uns auf unsern Wunsch Einsicht und Benutzung in dankenswerther Weise gestattet hat. Wir können es uns nicht versagen, hier mit Sartori's eigenen Worten mitzutheilen, wie er in seinem 62. Lebensjahre über jene Ereignisse und die mit denselben zusammenhängenden Verhältnisse dachte; und wir dürfen uns dies um so eher erlauben, als wir damit nicht schon Erzähltes wiederholen, wohl aber einen höchst charakteristischen Blick werfen in das innere Wesen, in die Denkweise und Gemüthsart Sartori's. Er schreibt nämlich:

„Mit meinem ganzen Sinnen und Trachten wurde ich zu den patriotischen Ideen der Burschenschaft hingezogen, die in der damaligen traurigen Zeit, in welche die Julirevolution wie ein Zünder in dürres Holz fiel, immer mehr einen revolutionär-demokratischen Charakter annahm. Wir jungen Leute — gerade in politischen Dingen durch die lächerliche Scheu der Regierungen ohne alle Belehrung und Einsicht, und mit schwärmerischer Begeisterung der Idee eines in Freiheit und Herrlichkeit geeinigten deutschen Vaterlandes hingegeben — verloren immer mehr das wirkliche Leben aus den Augen und träumten, wir seien berufen, und wenn auch durch unsern Opfertod, dem Vaterlande die Freiheit und Einheit zu erringen. Das führte zu der großartigen Tollheit des Frankfurter Attentats, 3. April 1833. Ich war in meinem fünften Universitätsjahre und sollte im Herbst in die juristische Praxis treten, als der Ruf an uns erging, dem geträumten allgemeinen Aufstand des Volks durch die Schilderhebung in Frankfurt den ersten nothwendigen Anstoß zu geben. — Vier Jahre Untersuchungshaft und Verurtheilung zu lebenslänglichem Gefängniß in einer Festung waren für mich die nächsten Folgen; der Vollziehung der Strafe entkam ich mit fünf meiner Genossen durch die wohlangelegte und gelungene Flucht aus der Konstablerwache am 10. Januar 1837. Diese Flucht hatten wir

hauptsächlich den nimmermüden edeln Frankfurterinnen zu verdanken, die, natürlich von bereitwilliger Männerhand unterstützt, Alles trefflich geleitet und geordnet hatten. Welch' Herzeleid ich meinen guten Eltern gebracht — ich wußte es wohl und empfand es tief; aber die Begeisterung des Patriotismus überwucherte alles andere Gefühl; je größer das Opfer, desto höher das Verdienst! Eines tröstet mich: mein guter Vater hatte mich verstanden, wenn er es gleich nicht laut zu sagen wagte; lebten doch ähnliche patriotische Gedanken in seiner Brust und bei allem Weh war er doch in gewisser Beziehung auch stolz auf seinen Sohn. Meine Mutter verstand das weniger; aber sie liebte treu und sah in mir einen unglücklichen verirrten, aber guten und edeln Sohn. — Damals, als ich flüchtig ins Elsaß und von da in die Schweiz kam, wer hätte da ahnen können, in welcher Herrlichkeit wir in spätem Alter die Träume der Jugend in Erfüllung gehen sehen sollten! Freilich ganz anders, als wir es geträumt — in Blut und Eisen — aber zugleich mit einer Höhe und Größe, die alle Ahnungen hinter sich zurückließ. Noch nie, so lange die Welt steht, ist Größeres und Herrlicheres geschehen in allgemeiner Opferfreudigkeit für das Vaterland und strahlender Heldengröße, als das deutsche Volk in dem Jahre 1870 entfaltete. Wohl mir, daß ich das noch erlebte! Und in aller Bescheidenheit und Demuth dürfen wir doch glauben, daß auch unser Ringen, Irren und Leiden dazu dienten, den Boden zu befruchten und Samen zu streuen zu dieser herrlichen Ernte! — Die Burschenschaft war zu meiner Zeit in Würzburg auch in der Studentenwelt hoch angesehen; sie hielt mich durch ihr politisches Treiben zwar vom rechten Studieren ab, besonders in den letzten Jahren; aber ihr verdanken wir es auch, daß unser Leben rein blieb von all' dem ekelhaften Treiben, womit die Universitätsjugend, in den Korps besonders, Gesundheit des Leibes und der Seele nur zu oft untergräbt. Wir paulten auch, aber nur um die renommiren-

den Korpsburschen in Respekt zu halten, und erklärten doch das Duell als verwerfliche Rohheit. Wohl gab es auch unter uns Säufer und Strohhennommissen; aber sie gaben nicht den Ton an und der gute Geist des Ganzen hielt die Gemeinheit ferne. — Unsere Einseitigkeit war nicht uns allein zur Last zu legen, sondern geradezu durch die Verfolgungswuth der Regierungen verursacht. Professoren z. B., die uns hätten auf den rechten Weg leiten können, würden sich durch näheren Verkehr mit den Studenten sofort verdächtig gemacht und ihre Absezung hervorgerufen haben.“

Auch Sartori ging also von Straßburg in die Schweiz, wo er einige seiner Genossen schon seit mehreren Jahren geborgen wußte. Zunächst suchte er seinen besten Freund Dr. Stör auf, welcher sich in Wülflingen, Kt. Zürich, als Arzt niedergelassen hatte. Hier verbrachte er äußerst glücklich die ersten Wochen der wiedergewonnenen Freiheit. Aber er gab sich nicht lange der Ruhe hin. Ueber seine Versuche, sich in der Schweiz eine Stellung zu erringen, wird der Leser am liebsten ihn selbst vernehmen. In seiner Aufzeichnung schreibt er:

„Nachdem ich in Wülflingen ausgeruht und Alles wohl besprochen war, beschloß ich in Zürich meine juristischen Studien fortzusetzen und hoffte Advokat werden zu können, was mehreren meiner Genossen gelungen war. Aber ich kam zu spät; es war damals schon eine Reaktion eingetreten, die gar Manche derselben wohl verschuldet hatten, unter der aber auch Bessere leiden mußten. Indessen ging ich muthig an's Werk, ließ mich an der Universität einschreiben, wo ich unter andern den berühmten Dr. L. Keller hörte, wurde beim Bezirksgericht als Auditor angenommen, besuchte fleißig das Museum und suchte mich gewissenhaft nach allen Seiten zu orientiren. Ich studirte die schweizerische Geschichte, was vom schweizerischen Rechte damals in Büchern zu finden war — es war noch nicht viel — und um mich mit den Zuständen der Schweiz

recht vertraut zu machen, las ich alle Schweizerzeitungen, die damals auf dem Museum auflagen. Es dauerte nicht gar lange, so war ich durch diesen beharrlichen Fleiß in den so verschiedenen Einrichtungen und Zuständen der schweizerischen Kantone bewanderter als mancher Einheimische. — Mit meinem Ernst und Streben würde ich damals wohl durchgedrungen sein, wenn ich die Mittel zum Studiren gehabt hätte. Meine Baarschaft reichte nicht weit, zumal da ich mir eine neue schwarze Kleidung (Frack und Hut, — denn nur in dieser Tracht durfte man den Gerichtssitzungen beiwohnen) anschaffen mußte. Ich mußte also daran denken, etwas zu verdienen. Willkommen war mir daher die Anfrage eines Freundes, ob ich Lust hätte, die Hauslehrerstelle in einer der ersten und reichsten Familien Winterthurs anzunehmen. — Ich war dort bald wie ein Angehöriger der Familie betrachtet und ich nahm Theil an dem reichen, anregenden und gesellschaftlichen Leben jenes Hauses. Die Zeit meines Aufenthaltes in Winterthur war reich an geistigem und künstlerischem Genuß und für meine Lebenskenntniß von großem Vortheil. Ich rechne dahin insbesondere auch den Einblick, den ich hier zuerst in den großartigen Geschäftsbetrieb der kaufmännischen Welt gewann.

Das Theater in Zürich hatte mir eine für mich neue Welt der Kunst geöffnet. Das ist in wörtlichem Sinne zu verstehen. Denn das Würzburger Theater hatte ich nur als kleiner Knabe gesehn, wenn mich der befreundete Regisseur aus den Musikständen ins Parterre hinüber hob oder klettern ließ; später, als Student, verschmähte ich mit so manchem ernstern meiner Genossen den Besuch des Theaters als Luxus und Berweichlichung. Es sind Rousseau'sche Ideen, die unter den strengen Republikanern herrschten. Ein Verrina in Schillers Fiesko war unser Ideal. Ebenso hätten wir es fast für Sünde gehalten, in einem Postwagen zu fahren. Wir Studenten reisten nur zu Fuß. Und in der That, das erste Mal, daß ich

in einen deutschen Postwagen stieg, war 1850, als ich mit meiner I. Frau eine Reise in meine Heimat machte."

Als seine Aufgabe in Winterthur erfüllt war, hatte Sartori die Lehrthätigkeit dermaßen liebgewonnen, daß er beschloß, sich nunmehr bleibend derselben zu widmen. Dem vielseitig und gründlich gebildeten Mann fiel es nicht schwer, das Examen als Sekundarlehrer zu bestehen. In Benken erhielt er seine erste Lehrstelle; hier war es auch, wo er seine später heimgeführte Gattin kennen lernte. Es war eine ehrende Anerkennung sowohl seines Lehrgeschickes als auch besonders seiner Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache, daß er im Jahr 1845 als zweiter Sekundarlehrer nach Stäfa berufen wurde. Von hier an steht dem Referenten unmittelbare Kenntniß des Lebens und der Wirksamkeit Sartori's zu Gebote, was uns um so mehr zu statten kommt, als die eigenen Aufzeichnungen desselben nicht über den Winterthurer Aufenthalt hinausgehen. Neben den gewohnten Fächern war dem neuen Sekundarlehrer in Stäfa der Unterricht in den alten Sprachen übertragen für Schüler, die an's Gymnasium übergehen sollten. Ein edler Bürger, a. Regierungsrath Brändli, hatte den Fond zur Ausstattung dieser Lehrstelle gegründet. Die gebotene Gelegenheit wurde von den Eltern sofort und während einer Reihe von Jahren benützt; später scheinen meine Stäfner Mitbürger nicht mehr für wissenschaftliche Berufsarten ihrer Söhne eingenommen gewesen zu sein. Für uns Schüler waren es fröhliche und rasch fördernde Jahre. In jenen Privatstunden weit mehr als in der ernstern Disziplin der Gesamtschule lernten wir die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit des Lehrers kennen, die seinen strengen Anforderungen an die Schüler zur Seite ging. Speziell in den Sprachen, der deutschen wie den alten, war der Unterricht ebenso gründlich wie anregend, während der andere Lehrer (der sel. Wyßling, später Verwalter an der Strafanstalt), die Mathematik und die französische Sprache trefflich vertrat. Auch für Klavier-

unterricht wurde Sartori damals von mehreren Familien gesucht und geschätzt. Eine Erfahrung dagegen mochte am Anfang seiner Thätigkeit ihn bisweilen bemühen. Bekanntlich sind unsere Seeanwohner sehr gute Eidgenossen, stolz auf die Schönheit und den Wohlstand ihrer Heimat, stolz auch auf den Schweizernamen. So hatte denn damals (jetzt würde dies nicht mehr zu befürchten sein) der ausländische Lehrer, obgleich er das Schweizerbürgerrecht erworben hatte, von einigen Seiten ein nationales Vorurtheil gegen sich zu spüren; es kam jedoch von bedeutungslosen Trägern oder Schichten, die einsichtigen und leitenden Kreise waren durchaus frei davon. Sartori selbst überwand jene Voreingenommenheit einfach durch das Gewicht seiner Leistungen und seines Charakters.

Sein liebster Wunsch jedoch ging in Erfüllung, als er im Jahr 1856 an das untere Gymnasium in Zürich als Lehrer der deutschen Sprache berufen wurde. Hier fand er diejenige Lehrthätigkeit, die ihm nach seinem Bildungsgange besonders zusagte. Er traf eine wohlthuende Harmonie der Kollegen, die zum Theil sich in warmer Freundschaft ihm verbanden; unter diesen auch Lehrer der Schwesteranstalt, der Industrieschule, wie die verstorbenen Lüning und Grunholzer. Neben der Schule sah er sein Haus bald gewissermaßen zu einer Erziehungsanstalt sich erweitern; seiner Familie wurden Schüler anvertraut und sowohl er als seine Gattin verstanden es, ihnen den Aufenthalt lieb zu machen. Und wie er sich in und außer der Lehranstalt inmitten manigfaltigen wissenschaftlichen Lebens sah, so standen ihm in unserer Stadt auch die Gebiete der Musik offen, der er, wie wir schon früher sahen, immer lebhaftes Interesse und tiefergehendes Verständnis entgegenbrachte.

Außer dem Hauptfach der deutschen Sprache unterrichtete Sartori während einer Reihe von Jahren in Geschichte und Geographie, Fächer, die ihm schon in der Sekundarschule besonders lieb gewesen waren; vorübergehend war

er auch in den alten Sprachen thätig. Dieselbe Gewissenhaftigkeit, mit der er sich für seinen Unterricht vorbereitete und mit der er neben der Schule der mühsamen Korrektur der Aufsätze oblag, übte er als Kurator der Schülerbibliothek; jeder Neuanschaffung ging seine sorgfältige Prüfung vorher. Stets hatte er Verständniß für das Ganze der Schule, für die Bedeutung jedes einzelnen Faches zum gemeinsamen Erziehungs- und Bildungsziel. Darum war er auch jederzeit freudig bereit, über seine eigentlichen Verpflichtungen hinaus der Schule zu dienen. Im vollen Sinne des Wortes lebte er der Schule.

Als Lehrer stand Sartori im Rufe der Strenge. Was der Schüler so bezeichnet, war, wie es ja beim rechten Lehrer sein soll, nichts anderes als die ernste und unerbittliche Pflichtforderung. Wie bei Sartori selbst gewissenhafte Pflichttreue ein Theil seiner Natur war, so verlangte er dieselbe auch von den Schülern; er sah eine der höchsten Erziehungsaufgaben darin, das Pflichtgefühl in den jungen Gemüthern zu wecken und die nächste und erste Bethätigung des sittlich erstarkenden Charakters in ihrer Arbeit für die Schule zu pflegen. Wie er Herzensgüte und treues Wohlmeinen für jeden Einzelnen seiner Schüler in reichem Maße besaß und bethätigte, trat uns Lehrern in den gemeinsamen Berathungen auf's Deutlichste zu Tage, wenn wir es nicht schon vorher gewußt hätten. Wie hätte es auch anders sein können, da doch wärmstes Wohlwollen, leuchtende Herzensgüte ein Grundzug seines Charakters war. Das Urtheil in der „Zürch. Freitagszeitung“ (Nr. 13) — wir glauben von einem ehemaligen Schüler des Gymnasiums — ist auch dasjenige unserer persönlichen Erfahrung: „Sartori's Unterricht war durchweht von dem freundlichen Geiste des Wohlwollens und der Liebe zur Jugend. Insbesondere widmete er mittleren und schwächeren Schülern wohlwollende persönliche Theilnahme und fördernde individualisirende Behandlung. Er verstand es nicht und legte es auch gar nicht darauf an,

an den Examen zu brilliren; aber er gab seinen Schülern eine solide Grundlage sprachlicher Ausbildung für's ganze Leben mit, was sie ihm stetsfort in dankbarem Gedächtniß bewahren werden." — Ein ebenso würdiges wie schlichtes Denkmal sowohl von den trefflichen Grundfäden bei der Auswahl als auch von der Kenntniß des weiten Gebietes der Literatur und der Geschichte der Sprache hat Sartori gemeinsam mit Vining hinterlassen: das „deutsche Lesebuch für die untern und mittlern Klassen höherer Schulen“ (1861; 2. Aufl. 1878). Das Buch zeugt gleicher Weise wie die mündliche Lehrthätigkeit seiner Verfasser, wie hoch beiden das Ziel der Bildung stand, an der sie arbeiteten: mit „der Erweiterung des geistigen Gesichtskreises“ verbunden sie das Streben „nach sittlicher Charakterbildung der Schüler“. Eine Jugenderziehung ohne religiöse Tiefe, eine Bildung der intellektuellen Gewandtheit ohne das heilige Feuer hohen Gottesglaubens und herzlicher Menschenliebe, ohne diese ewige Wärmequelle der sittlichen Ideale vermochte Sartori nicht als einen Segen für Einzelleben noch für Volksgemeinschaft zu erachten. In schöner Weise verschwisterten sich in ihm umfassende Bildung und wehevoller Inhalt des Gemüthes, das Verständniß für das vielgestaltige Leben in der Mannigfaltigkeit menschlicher Aufgaben und die Forderung der Vertiefung in den ewigen Grund aller Wahrheit, Reinheit und Liebe. Aber ihre Fülle entfaltete seine Herzensgüte im Kreise der Familie. Ihm ist das Gottesgeschenk des glücklichsten Familienlebens beschieden worden und erhalten geblieben, — fast möchte ich sagen: die lieblichste Entschädigung für den Verlust einer bedeutungsvolleren Lebensstellung, deren Aussicht er einst dem patriotischen Ideal geopfert hat. Keines seiner Lieben ist ihm durch den Tod entrisen worden; Gattin und drei Kinder trauern an seinem Grabe.

Sartori war eine durch und durch lautere Seele, von einem tiefen Gefühl für Recht und Unrecht, in Grundsatz und in That allem Unlautern abgewandt, unbeugsam auch

gegenüber den Meinungen des Tages, wo irgend er diese als irreleitend oder irregeleitet erkannte. Er war von Haus aus eine auf das Ideale angelegte Natur. Seinem Adoptivvaterland war er innig zugethan. Er trug eine bestimmte politische Ueberzeugung in sich und stand überall dazu, aber in das meist wenig erquickliche Parteigetriebe mochte er sich nicht mischen, das Feld freudiger Arbeit für das Vaterland war und blieb ihm die Schule.

Zu Ostern 1882 nahm er die Entlassung von seinem vieljährigen Schulamt und trat in den wohlverdienten Ruhestand. Noch schien der Siebenzigjährige, gesunden Körpers und frischen Geistes, auf einen längern schönen Lebensabend im Kreise der Seinen hoffen zu dürfen, als durch die Folgen eines Falles rasche Auflösung eintrat. Am 22. März war die mit stürmischem Edelmuth begonnene, trüb unterbrochene, dann still und freundlich verlaufene Lebensbahn abgeschlossen.

---